

## In der Falle / Kriminalnovelle von Francis Hagfors

Herren in den elegantesten Frackanzügen umgaben im Klub den Professor. Professor John Korid ist es durch ein neues Verfahren gelungen, aus einer verhältnismäßig kleinen Menge Radium 30 Gramm Radium zu gewinnen. „Ich habe das Radium hergestellt zu einem besonderen Zweck. Es fällt mir gar nicht ein, mit ihm Kranke zu heilen!“ — prahlte der Professor. „30 Gramm Radium im Werte von drei Millionen liegen in meinem Laboratorium.“

Wer hätte die tadellosen Gentlemen zu verdächtigen gewagt, daß sie manchmal Einbrechergeschäften nachgingen? „Stiehlt bei den Reichen, zugunsten der Armen“, war die Devise dieser sonderbaren Herren, Liebhaber-Diebe waren unter ihnen, die das Handwerk mit Leidenschaft und Hingabe betrieben.

Bei der nächsten Zusammenkunft war auch jede Diskussion überflüssig. Alle waren sie einig: Das Radium des Professors muß gestohlen werden. Major Oranger hat die Kollegen, diese Aufgabe ihm zu überlassen.

Es war ein düsterer Herbstabend, als sich Major Oranger über den niedrigen Zaun der Villa Korid schwang. Er schlich unbemerkt an das Haus heran und drückte lautlos eine Fensterscheibe ein. Er befand sich in einem dunklen Korridor. Links von ihm war eine Tür mit weit aufgerissenen Flügeln. Er trat ein. Ein langer Tisch, auf ihm ganz offen, auf einer Platte: Das Radium. Major Oranger machte sich keine Gedanken, warum der Professor die Kostbarkeit so herumliegen ließ, — er ist halt Professor, hässlich, launisch . . .

Plötzlich erstarrte er in Angst. Hinter ihm fiel die Tür krachend ins Schloß. Major Oranger suchte die Klinke, seine zitternden Finger tasteten die Tür ab. Alles nur kühles Metall. „Eine Falle!“ — murmelte er und durchforschte das Zimmer. Alles wie aus einem Stück Stahl gegossen. Kein Fenster, keine Öffnung, nichts. „Hier kann ich nicht raus!“ — stellte er kalten Klutest fest. „Eine feine Falle!“ Und er ließ sich gefangen nehmen, wie ein einfältiger Dieb. Werdem 3 Millionenfach in einer Stahlkammer! Was nun? Der Teufel weiß es. Dieser Scherz kann mit Fuchthaus enden!

Ein Fernspreckapparat. Da begann er zu hoffen. Vielleicht könnte er seine Freunde zu Hilfe rufen. Er wollte abheben und taumelte erschrocken zurück. Das Telefon klingelte scharf. Wenn er den Hörer nicht sofort abhebt, wird dieses verfluchte Klingeln das ganze Haus alarmieren. Er nahm den Hörer von der Gabel. Stille. „Vielleicht sucht jemand den Professor?“ — dachte er. „Es könnte auch eine falsche Verbindung sein. Wissen muß ich allenfalls.“ Mit einer energischen Bewegung hob er den Hörer zum Ohr.

„Hallo!“ — sprach jemand — „Sind Sie dort?“ „Ich bin hier“ — mußte er antworten.

„Kühlen Sie sich wohl?“

„Danke für die freundliche Frage.“ Der Major freute sich. Den Professor hat wahrscheinlich sein Arzt angerufen.

„Wer sind Sie?“ — fragte die Stimme weiter.

Er hat es bemerkt, daß nicht der Professor spricht — dachte der Major — am besten, ich sage, der Diener ist am Apparat. „Hier ist Mike Smith.“

„Ja, Mike Smith. Ihr Beruf?“

„Kammerdiener.“

„Schön. Und was waren Sie früher?“

„Soldat.“ Dieses eingehende Interesse wurde dem Major schon lästig.

„Und nun sind Sie ein Dieb!“

„Wie? . . . Was? . . .“ — stammelte der Major.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Einbrecher“ — die Stimme war ironisch.

„Solche Unverfrorenheit! Sind Sie verrückt? Sie sind falsch verbunden!“ — schrie der Major.

„Hahahaha!“ — lachte die Stimme — „falsch verbunden? Sie sind in der Falle. Wollen Sie nicht das Radium stehlen?“

„Wer spricht dort?“ — fragte der Major kleinlaut.

„Sie werden sich wundern. Professor Korid!“

„Der Teufel . . .“

„Mein Irrtum. Nur Professor Korid!“

„Was wollen Sie von mir?“ — fragte Oranger kühl.

„Ich habe Sie gefangen genommen. Und jetzt übergebe ich Sie der Polizei . . . oder, — und das wäre mir viel lieber — Sie erklären sich bereit, sich mir zu wissenschaftlichen Forschungszwecken zur Verfügung zu stellen!“ Der Major schwieg. „Ich glaube, Sie sind ein verständiger Mann. Sie werden leicht begreifen,

### Herbst

Bruder den Brüdern, die lang schon gefallen, löst sich das jüngste Blatt vom Baum, facht, wie ein müd gewordener Traum. Die Wälder sind wie Leichenhallen.

In die dunstverhangene Luft greifen die Äste mit zitternden Armen. Stamm, wie nur je Verzweiflung ruft, rufen sie nach Erbarmen.

Nachfolgender Pomp in Gelb und Rot — Trugbild erschauener Welt. Sieh: es wartet ein kalter Tod durch vergossenes Blut.

Keppig vergossenes . . . Alle Natur stirbt, um neu zu erheben. Ich sterbe mit, doch ich lächle nur, will auf ewig vergehen.

Sanft verlockende Nebel wallen, zeigen dem Müden Ruh.

Bruder, den Brüdern, die lang schon gefallen, schreite ich ihnen zu.

Mag Herbst.

was ich von Ihnen verlange. Auf dem Tisch vor Ihnen liegen 30 Gramm Radium. Ich will wissen, was eine solche große Menge Radium für zerstörende Wirkung auf den menschlichen Körper ausübt. Vielleicht haben Sie, Mike Smith, schon gehört, daß das Radium neben seiner wunderbaren Heilwirkung auch ein verhängnisvolles Zerstörungsmittel werden kann. Sie sind mit 30 Gramm Radium in ein Zimmer eingeschlossen. Wie war ein menschlicher Körper einer ähnlichen Wirkung ausgesetzt.“

„Verdammt!“ — rief der Major — „Lassen Sie mich sofort frei!“

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Niemand hat Sie gezwungen, zu später Nacht sich in ein Radiumzimmer zu begeben! Sie sind freiwillig dorthin gegangen und Sie bleiben dort, solange ich es will!“

„Ich bleibe nicht! Ich will hier nicht verrecken!“

„Langsam. Sie müssen nicht gleich den Tod vor Augen haben. Es ist gar nicht sicher, daß Sie sterben müssen. Aber genug diskutiert! Ich mache Sie aufmerksam, die zerstörende Wirkung hat schon ohnehin eingesetzt. Daran können Sie nichts mehr ändern. Spüren Sie etwas?“

„Ja. Schon eine Weile. Als wäre eine sengende Hitze hier . . . als liefen kleine glühende Schlangen an meinem Rücken auf und ab. Ich bin durstig . . .“

„Bravo, Mike Smith!“ — rief der Professor begeistert. — „Der Apparat ist nur mit meinem Zimmer verbunden. Ich notiere jedes Wort. Sie erzählen mir genau, was Sie fühlen, was Sie auf Ihrem Körper sehen? Ja Ordnung?“

„Warum, zum Teufel, soll ich dies tun? Wenn ich schon durch dieses verfluchte Radium sterben muß, will ich eher sofort enden und nie nach fürchterlichen Qualen. Doch will ich gar nicht sterben! Ich gestehe, ich bin ein Dieb! Ein Verbrecher! Ich wollte Ihren Schatz rauben! Rufen Sie die Polizei! Ich rufe um Hilfe!“

„Genug geschwätzt!“ — Der Professor war tödend. — „Wenn Sie wollen, können Sie um Hilfe rufen. Wir sind allein im ganzen Haus. Wenn Sie mir nicht gehorchen, lege ich mich schlafen, und bis morgen sind Sie tot! Wenn Sie aber alles genau anjagen, werde ich die eiserne Tür der Kammer in jener Sekunde öffnen, in der das Radium Ihr Leben gefährdet — und Sie können gehen!“

„Höllische Hitze, Herr Professor! Ich habe meine Kleider schon vom Körper gerissen, die Hitze wird unerträglich. Ich ersticke . . .“

„Auf dem Tisch liegt ein Thermometer, stecken Sie es in die Achselhöhle!“

Erst langsam, schleppend, dann allmählich rascher, keuchend und schraubend, dann heulend und brüllend kamen die Worte zum lautstimmigen Professor: „Das Thermometer zeigt . . . vierzig Grad . . . schon vierzig sechs Beinhel . . . es steigt . . . weiter . . . jetzt einundvierzig . . .“

# Fünfhundert Millionen suchen einen Erben

(M.F.) Paris, 20. November.

Der phantastischste Millionenerbschaftsroman unserer Zeit ist zu Ende. Der geheimnisvolle „Nesse Kador“ ist entdeckt. 500 Millionen Francs haben nach einjähriger Suche ihren neuen Herrn gefunden.

Das Happy-End ist ebenso merkwürdig wie der Roman selbst. Der Erbe ist ein armer Kellerwäscher in einem Gasthaus von Connecticut. Er war vielleicht der einzige aller Kadors, Kadors und Cadorets, der von der ganzen Sache überhaupt nichts wußte. Er ist auch nicht durch einen der zahllosen Agenten, Privatdetektive und Familienforscher gefunden worden, die der testamentvollstreckende Pariser Notar damit beauftragt hatte, sondern durch einen harmlosen Zeitungsleser in New Hampshire, dem der Zufall ein arg zerlesenes Exemplar der in Chicago erscheinenden französischen Tageszeitung „Echo des Deux-Mondes“ mit einer Notiz über die Kador-Erbschaft in die Hand spielte und der sich zuerst köstlich über die Namensgleichheit amüsierte, ohne auch nur eine Sekunde zu denken, der ihm befreundete Kellerwäscher könne der Millionerbe sein. Als armer Zwischendeckpassagier fuhr der vom Militär entlassene Yves Kador vor 20 Jahren über den Ozean, als Halb-Milliardär kehrt er jetzt heim nach der Bretagne.

## Ein seltsames Testament

Vor etwas über einem Jahre starb in einem kleinen Hafenort der Bretagne der Seemann Cadoret, ein zurückgezogener alter Sonderling, der in seiner Jugend sämtliche Weltmeere befahren hatte und nun zum Erlaunen der Mittelwelt ein Vermögen von rund 500 Millionen Francs hinterließ. Dies Geld sollte seinem Neffen zufallen, der nach Kriegsende irgendwohin in die weiße Welt gezogen war, und der Pariser Notar, den er mit der Testamentvollstreckung beauftragte, sollte weder Nähen noch Kopien schauen, um diesen Neffen ausfindig zu machen. Leider hatte der alte Cadoret diesen Neffen nie gekannt; er wußte deshalb weder seinen Namen noch sein Alter, seinen Geburtsort oder sonst etwas.

Die Aufgabe des Notars erwies sich wieder dadurch, daß es in der Bretagne fast ebensoviel Cadorets gibt wie sonst in Frankreich Duponts, daß mehr als die Hälfte dieser Cadorets Seelente sind und daß speziell die Verwandten des Verstorbenen in alle Winde zerstreut waren. Außerdem stellte sich noch heraus, daß ein Zweig der Familie sich infolge eines Schreibfehlers in einer alten Geburtsurkunde „Kador“ schrieb und daß wiederum ein Teil dieser Kadors im Laufe der Jahre die Schreibweise „Kador“ angenommen hatte. Man mußte also nicht nur unter den Cadorets nachsuchen, sondern auch unter den Cadors und Kadors.

## Von Montenegro bis Indien

Der Notar beschloß, sich nicht auf Zeitungsauftrags zu verlassen, sondern nach einer ganz neuen Methode vorzugehen. Er engagierte mehrere Tausend Privatdetektive und Familienforscher und setzte außerdem eine hohe Belohnung aus, um den „freien Wettbewerb anzukurbeln“.

Die Familienforscher stellten zunächst systematisch sämtliche Friedhöfe fest, auf denen Cadorets, Cadors oder Kadors begraben lagen, durchforschten an Hand der Personalangaben

auf den Grabsteinen ihr Privatleben und versuchten so, Anhaltspunkte zu finden. Das war nicht so einfach. Es wimmelte auf der Welt plötzlich von toten Cadorets und Kadors. In Paris, London, Marseille, Kinnissee und Caen lagen sie zu Duzenden begraben. Auf dem Friedhof von Fort bei Paris ruhten 11 Cadorets, auf dem Friedhof von Cetinje 88 Kadors, die freilich keine Bretonen, sondern echte Montenegrinten waren. Ein Cadoret lag zu Gotthaab in Grönland begraben, ein Cadoret zu Chanderbager in Französisch-Indien. Alle diese Spuren wurden achtsam durchforscht. Mehr als 400 Friedhöfe in Europa, Asien und Amerika systematisch abgesehen, die Cadoret-Altäre des Pariser Notars füllten ein ganzes Zimmer, aber der wirkliche Millionen-Erbe wurde nicht gefunden.

## Eine Tote besucht ihr Grab

Die Cadoret-Forschung führte sogar zur Aufklärung einer seltsamen Viamie-Affäre. Einer der Agenten hatte festgestellt, daß eine Frau Aurelie D., eine Kusine des toten Cadoret war. Vielleicht konnte sich hieraus ein nützlicher Fingerzeig ergeben. Er ermittelte, daß Aurelie D. vor einigen Jahren gestorben war und auf dem Seemannsfriedhof zu Diben in der Bretagne beerdigt lag, fuhr dorthin und forderte durch eine Anzeige in der Lokalpresse sämtliche Personen, die die Tote gekannt hätten, auf, sich bei ihm zu melden. Einige Tage darauf erschien bei ihm — die wirkliche Aurelie D. Sie kam aus Südfrankreich, die Zeitung war ihr dort zufällig in die Hände gefallen, und sie protestierte nun bestig dagegen, daß man sie als verstorben bezeichne. Als der Agent sie auf den Friedhof führte und ihr „ihr“ Grab zeigte, brach sie ohnmächtig zusammen. Die Wahrheit stellte sich schnell heraus; ihr Mann, ein reicher Ingenieur, hatte sie vor Jahren mit einer anderen Frau verlassen, in der Bretagne ein kleines Gut erworben und dort seine verstorbene Geliebte einfach unter ihrem Namen beerdigen lassen. Da er selbst inzwischen ebenfalls

## Ich hab' das Gefühl

Ich hab' das Gefühl, als könnt' ich die Welt aus den Angeln heben,  
Als hätt' ich die Macht, dem Leblosen Leben einzugeben,  
Als hätt' ich die Kraft mit den Weltkugeln Ball zu spielen,  
Sie so zu werfen, daß sie nach meinem Willen fielen!

Ich hab' das Gefühl, als könnt' ich im Schoße der Erde Feuer entfachen,  
Aus rasenden Flammen tausende Sterns machen,  
Und darüber so schallend und anhaltend lachen,  
Daß die schlummernden Kräfte der Erde mit lautem Schreie erwachen!

Daß Riesenmenschen mit Riesenherzen dann einherreiten  
Und Menschengewirre und Menschengetue so großzügig leiten,  
Daß die heimlichen Seelen der Erdenbürger sich mächtig weiten:  
Ihr Menschheit geeint in stillstem Rhythmus vorwärts schreiten!

Gitty Kürzli.

weiter . . . es steigt . . . schrecklich . . . Giftel . . . es ist . . . gesprungen . . . Gott . . . Erbarmen!!! . . . Schluß machen! . . . ich kann nicht weiter . . . ich werde wahnsinnig vor . . . Angst . . . Mein Körper . . . ist mit . . . Leinen . . . blauen Blasen . . . voll . . . sie . . . werden größer . . . sie wachsen . . . meine Glieder . . . zittern . . . ich bekomme . . . keine Luft . . . ich erlöse . . . Erbarmen! . . . Sie sind kein Mensch . . . Hölische Qualen . . . Es heißt . . . es fröh . . . o wach . . . ich sterbe . . .“

„Mut, Smith! So schnell geht das nicht!“  
„Verflucht sollst Du sein, Teufel! . . . Eine Minute noch . . . und ich werde wahnsinnig . . . mein ganzer Körper . . . eine einzige . . . Brandwunde . . . ich kann nicht mehr . . . lassen Sie mich frei . . . sofort! . . . Sie haben es versprochen . . . ich sterbe . . .“

„Jedes Wort ist notiert!“ — sagte der Professor gefühllos. „Sie können stolz sein! Sie sind ein Währtrier der Wissenschaft!“

„Teufelsbrut! . . . Schuft! . . . Warum haben Sie nicht mit sich selbst experimentiert! . . . Sie feiges Nas! . . . Sie wollen mich töten . . . Hund . . .“ — das war keine menschliche Stimme mehr, dieses blödelnde Lachen — „Ich werde Dir einen Strich durch die Rechnung ziehen, Saian! Muß ich schon sterben, dann sofort! Du sollst hören, Du elender, jetzt halte ich das Radium in der Hand . . . und jetzt . . .“

„Gott! Sie! Was wollen Sie machen!“ — kreischte der Professor erregt.  
Eine Sekunde war Stille. Dann hörte der Professor abgerissene Worte unter schrecklichen Stöhnen. „Ich . . . habe das . . . Radium . . . geschluckt . . . als wäre . . . ein höllisches Schwefelfeuer . . . o wach . . . jetzt . . . ist aus . . . Gott erbarme! . . .“ Noch ein kurzer ersterbender Seufzer, dann ein dumpfes Krachen, als fiere ein schwerer Körper zu Boden.

Der Professor raste aus seinem Zimmer, er öffnete die Stahlammer, knipste das Licht an. Sein erster Blick suchte das Radium. Der Tisch war leer. Der Unglückliche hatte es geschluckt.

Pflichtig erstarrte das Blut in seinen Adern. Hinter ihm fiel die eiserne Tür dröhnend ins Schloß. Er war allein im Zimmer.

Staum löste er sich aus der Starre, begann das Telephon leise zu knistern. „Hallo, Professor Morid, sind Sie dort?“ — „Ja!“ — „Ich will Sie nur beruhigen, lieber Professor, ich fühle mich ausgezehrt. Retieren Sie, vielleicht wird dies auch von wissenschaftlichem Interesse sein. Und was das Radium anlangt, ich habe mich auf diese Exkursion gründlich vorbereitet. Ich hielt eine kleine mit Quecksilber überzogene Bleifasche zur Hand. Als Sie mich so liebenswürdig angerufen haben, war das Radium, seit verschlossen, bereits in meiner Tasche . . . Jetzt können Sie sich in jenem freundlichen Zimmerchen einen guten Schlaf gönnen. Wenn Sie wollen, können Sie laut nach Hilfe rufen. Außer meiner bescheidenen Person ist aber niemand im Hause . . . Ich war so frei, die Tür hinter Ihnen zuzuschlagen. Mit Genuß habe ich es getan. Ja, fast hätte ich vergessen! In Ihrem Arbeitszimmer fand ich zu meiner größten Freude Ihren Geldschrank offen. Wahrscheinlich werden Sie morgen nicht überrascht sein, wenn Sie Ihren Geldbeutel etwas dünner vorfinden! Ich höre, Sie knirschen mit den Zähnen! Eine großartige Erfindung, dieses Telephon! Leider ist Ihr Apparat nur mit diesem Zimmer verbunden, deshalb werden Sie es unterlassen müssen, die Polizei anzurufen. Good night!“

Kurz nachher erhielten drei australische Spitäler je zehn Gramm Radium und viele wertvolle ärztliche Instrumente von einem unbekanntem Menschenfreund.

gestorben war, kam eine Strafverfolgung nicht mehr in Frage, aber es bedurfte endloser behördlicher Formalitäten, um die unglückliche Aurelie aus dem Totenregister zu streichen.

Über den wirklichen „Reffen Kadon“ konnte allerdings auch Aurelie D. keinerlei nützliche Angaben machen. Die zwei Millionen

Francs, die die Tätigkeit der Privatdetektive und Familienforscher verschlang, führten ebenfalls zu keinem Ergebnis. Erst der Zufall und die Aufmerksamkeit eines amerikanischen Zeitungslesers haben dem glücklichen Yves Kadon jetzt zu seiner halben Milliarde geholfen.

E. R.

## Tote Goldstädte werden lebendig

Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts sind in der amerikanischen Wirtschaftsgeschichte als das Zeitalter des Goldraubes verehrt. In den abwegigen, gebirgigen Gebieten wurden überraschend reiche Goldfunde gemacht, und unzählige Menschen strömten herbei, um über Nacht Millionäre zu werden. Dieses Ziel haben wenige erreicht; die meisten sind verkommen. Zwar fanden sie Gold, aber sie gaben es fast noch schneller aus, und bei dieser Beschäftigung kam ihnen die Einrichtung der Goldgräberstädte zu Hilfe.

Die Goldgräberstädte ähnelten in nichts den allmählich oder planmäßig entstandenen Siedlungen der Alten Welt oder der USA. Sie schossen sozusagen über Nacht wie Pilze aus der Erde, aus einigen rohbehaugten Blockhütten wurde in wenigen Monaten eine Stadt von 50.000 und mehr Einwohnern, die sich durch einen hervorragenden Mangel an kulturellen Dingen und einen Überfluß an Vergnügungsgelassenheiten auszeichnete. Jedes Haus war gleichzeitig eine Bar oder ein Tanzlokal oder ein Kasino. In jedem Haus war eine Spielhölle, überall gab es Mädchen, die den „rauen Männern des wilden Westens“ das Gold verblüffend schnell abnahmen. Die überflüssigsten Dinge wurden gekauft, das Gold flog aus dem Fenster.

Dann war, wie ein Spuk, der Rummel mit einem Schlag beendet. Im 1910 fiel der Goldpreis; gleichzeitig waren die meisten Minen erschöpft. Das große Sterben der Goldstädte setzte ein, als sich der Goldabbau nicht mehr lohnte. Erst zu Tausenden, dann zu Tausenden verließen die Glückritter die Städte, und schließlich blieben nur ganz wenige Einwohner zurück, die auch bald verkommen.

Im 1920 gab es viele Goldstädte, die zwar noch schöne Namen — „Celtis“, „Independence“, „Phoenix“, „Nichton“ — hatten, sonst aber nichts. Die schnell zusammengekauften Häuser besaßen, niemand war da, um

sie instandzusetzen, hin und wieder irrte ein halbwohnsinniges Individuum zwischen den Trümmern umher, und nur die Erinnerung an den großen Run blieb.

Ganz allmählich setzte die Gegenbewegung ein. Als die Weltwirtschaftskrise hereinbrach, erinnerten sich manche Arbeitslose, daß es Goldstädte gegeben hatte, die heute Geisterstädte hießen. Sie zogen in einem alten Fordwagen oder zu Fuß hin, suchten sich eine einigermaßen wohlliche Behausung aus — und gruben nach Gold. Die neuen Goldgräber hatten nicht die geringste Neugierde mit der vorigen Generation. Sie roboteten schwer unter Tage und hatten weder Lust noch Gelegenheit, das so mühselig erarbeitete Gold wieder aus dem Fenster zu werfen. Übrigens hätte es dazu nicht einmal gelangt, denn die Menschen kamen bei zehnstündiger Arbeitszeit gerade auf ein Einkommen von 4 bis 5 Dollar pro Tag, also weniger, als Fabrikarbeiter verdienen. Da sie aber sowieso arbeitslos waren, waren sie zufrieden, überhaupt etwas zu tun zu haben.

Ganz langsam zogen sie weitere Menschen an, ebenfalls gleich den früheren Glückrittern und Roulettegebern, und dann wurden die Gesellschaften aufmerksam. Ingenieure kamen, untersuchten das Gestein, analysierten die Proben und stellten fest, daß es sich lohnte, auch im großen wieder die Goldförderung in den Rocky Mountains aufzunehmen. Mit risikolosen Millioneninvestitionen war freilich nicht mehr zu rechnen, aber wenn man genau kalkuliert und den Fortschritt der Technik im letzten Vierteljahrhundert in Betracht zog, dann konnte doch noch eine gute Rentabilität erzielt werden.

Also kamen nach den Arbeitslosen und den Ingenieuren die Arbeiter, die die alten Stolten instandsetzten, die die verrotten Maschinen reparierten, wenn sie noch verwerthbar waren. Dann kamen die Bauarbeiter, die moderne, hygienische Wohnkomplexe anlegten, und schließlich kamen die eigentlichen Fach- und Gruben-

arbeiter, mit samt dem technischen Aufsichtspersonal. Die systematische Arbeit begann, die Goldindustrie, die außer dem Material, das man zutage förderte, nichts gemein hat mit dem Goldrausch, der die seltsamen Städte geschaffen hatte.

Die Industrie blüht und ist rentabel, heute mehr als je. Die Länker sind vom Goldstandard abgegangen oder haben ihre Währungen devalviert. Dadurch ist Gold in der Welt wertvoller geworden, denn man muß mehr Papierscheine als früher zahlen, um einen Goldklumpen zu kaufen. Die Devalvationen haben der Goldindustrie erst den richtigen Aufschwung gegeben; die Kalkulationen müssen zwar wieder umgestoßen werden, aber in anderer Weise als im Jahre 1910. Wenn die schon wieder halb gefüllten Goldstädte sich verändern werden, so nur in der Weise, daß immer mehr Unternehmungen und Menschen kommen, bis moderne und sehr nützliche Stadtkomplexe an der Stelle stehen, wo die tolle Goldkonjunktur der Abenteuerer und Kasardeure sich vor einem Vierteljahrhundert überschlagen hat.

## Sensationelle Erfindungen

Der „Eiskasten des kleinen Mannes“ und das Nahrungsmittel-Konzentrat

Vor kurzer Zeit trat ein Wiener mit einer epochalen Erfindung vor die Öffentlichkeit: mit dem sogenannten „Frischhaltepapier“. Das in Wien bestehende Verbot für Geschäftsleute, ihren Kunden Fleisch und sonstige Lebensmittel über den Sonntag im Eiskasten aufzubehalten, hatte Professor Eschard, den Leiter der Wiener Lebensmittel-Versuchsanstalt, auf die Idee gebracht, ein besonders präpariertes Papier herzustellen, in das eingeschlagene Lebensmittel jeder Art (auch die so leicht verderbenden rohen Fische) zwanzig Stunden lang vollkommen frisch erhalten werden können. Ein Eiskasten ist überflüssig und es ist lediglich erforderlich, das Paket an einem schattigen Ort aufzubehalten. Bei dem neuen „Frischhaltepapier“ (die vorderhand gezeigte Probepräpariermethode wird erst nach Erteilung des Patents bekanntgegeben werden) handelt es sich also sozusagen um einen „Eiskasten des kleinen Mannes“, und es ist anzunehmen, daß dieser sehr beachtenswerten Erfindung ein Siegeszug durch die ganze Welt beschieden sein wird.

Von gleicher umwälzender Bedeutung wie das „Frischhaltepapier“, darüber hinaus aber

## Hunger und Durst

Nicht nur die freiwilligen Fastübungen der Hungerkünstler und die Erlebnisse Versuchstierbeweisen es, daß sich für lange Zeit die Nahrungsenthaltung verhältnismäßig leicht ertragen läßt, wenn es möglich ist, den Körper mit Wasser zu versorgen. Auch bei einer anstrengenden Arbeit oder Wanderung kann man die Erfahrung machen, daß der Hunger un schwer zu unterdrücken ist, während der Durst immer heftiger quält und dringend seine Befriedigung fordert. Woran liegt das? Denn eigentlich müßte ja für den Körper die Zufuhr von Nährstoffen, deren er zur Aufrechterhaltung der Tätigkeit seiner Organe und zur Umsetzung in lebende Materie bedarf, wichtiger sein als die Aufnahme von Wasser, das nicht zu den Nährstoffen gerechnet werden kann.

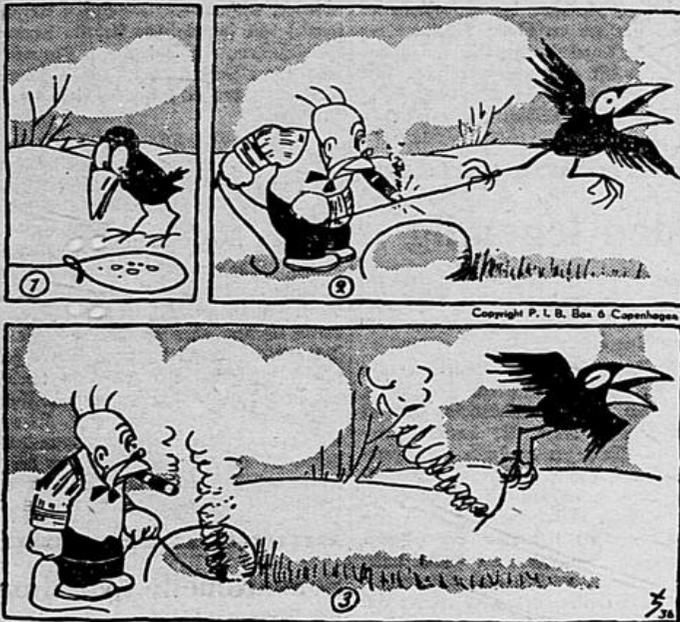
Die Beantwortung dieser Frage hängt mit unserer Körperzusammensetzung und den Aufgaben zusammen, die das Wasser im Haushalt

unseres Körpers zu erfüllen hat. Unser Körper besteht zu sechzig Prozent aus Wasser, während z. B. die echten Eiweißstoffe nur neun Prozent ausmachen. Schon dieses Verhältnis erfordert eine reiche Flüssigkeitszufuhr. Das Wasser aber, mag es nun ein Bestandteil des Blutes, der Lymphe, der Verdauungssäfte oder des Zellgewebes sein, ist nicht nur das alleinige Lösungsmittel für die organischen Nährstoffe, die in unserem Körper kreisen, sondern auch ihr Transportmittel. Jede größere und andauernde Wasserentziehung muß deshalb eine Hemmung in der Verarbeitung aufgenommener oder noch im Körper vorrätiger Nährstoffe im Gefolge haben — und sie erschwert es zugleich, die Nährstoffe an die Bedarfspunkte zu bringen. Aus diesen Gründen muß, wenn die Wasserentziehung eine hochgradige ist, eine schwere Störung im Stoffwechsel eintreten, die dann eine entsprechende Beeinträchtigung der Tätigkeit der wichtigsten Organe nach sich zieht.

Dazu kommt noch, daß wir bei jeder an-

strengenden Körperleistung durch die Lungenatmung, die Hautatmung und die Schwweißabsonderung sehr bedeutende Wassermengen abgeben. Wie sehr die Tätigkeit unserer Organe durch eine stärkere Wasserentziehung gehindert wird, können wir am fühlbarsten an unseren Speicheldrüsen in der Mundhöhle beobachten. Bei einer längeren Wanderung spüren wir eine lästige Trockenheit und ein unangenehmes Kratzen im Mund. Das rührt daher, daß infolge mangelnder Wasserzufuhr und der hohen Schwweißabsonderung — um nur diese zu nennen — die Flüssigkeitsmenge, die den Speicheldrüsen zur Verfügung steht, vermindert ist und darum die Speichelausscheidung beschränkt. Ähnlich verhält es sich mit anderen Drüsen unseres Körpers.

Die Aufnahme von Nahrungstoffen dagegen kann der Körper deshalb zeitweilig entbehren, weil er im Fettpolster sowie im Zellgewebe stets einen größeren Vorrat an Nährstoffen hat. M a r t e r b.



Adamson mit dem Lasso

auch noch ungeahnte Perspektiven eröffnend, ist die soeben erfolgte Erfindung eines anderen Wieners. Es handelt sich um das konzentrierte Nährmittel, — bekanntlich ein Problem, das schon vor Jahrzehnten und Jahrhunderten Laien wie auch Wissenschaftlern Kopfzerbrechen verursachte. Napoleon zum Beispiel, der in der Sicherstellung der Verpflegung der Truppen bei ausgedehnten Feldzügen eine der wichtigsten Vorbedingungen für den Erfolg sah, beauftragte die Chemiker seiner Zeit, konzentrierte Nährstoffe zu erfinden, die bei unbegrenzter Haltbarkeit möglichst wenig Raum einnehmen, — ein Verlangen, das die Fachleute bei dem damaligen Stand der Chemie allerdings nicht zu erfüllen vermochten. Kein theoretisch befähigte sich mit der gleichen Frage auch der Ende des vorigen Jahrhunderts verstorbene amerikanische Schriftsteller Bellamy in seinem Zukunftsroman „Rückblick aus dem Jahre 2000“, in welchem Buch er von Billen erzählt, die der Mensch der Zukunft in einem Schächtelchen bei sich trägt, und die ihm jede Maßzeit ersetzen. Dieser Gedanke ist freilich ein rein utopischer, da es natürlich nie so weit kommen kann, daß der Mensch seine Nahrung ausschließlich in Form von Pillen zu sich nimmt. Sein ganzer Verdauungsapparat ist vielmehr so beschaffen, daß neben den ausgesprochenen Nährsubstanzen auch die Nebenbestandteile der Nahrung ein verdauungswichtiges Element bedeuten. Dessenungeachtet ist jedoch die Tatsache, daß die Erfindung des konzentrierten Nährmittels nunmehr gegliedert ist, von weittragender Bedeutung, und zwar nicht bloß für die Hausfrau, sondern auch — und dies sogar in erster Linie — für den Staat (aus volkswirtschaftlichen wie auch aus militärischen Gründen).

Die Erfindung des Wiener Chemikers besteht nun darin, daß es ihm gelang, Fleisch in ein flüssiges Konzentrat zu verwandeln, das Geschmacks- und Nährstoffe des Fleisches in dreifacher Komprimierung enthält. Was man bisher als „Krafftuppe“ bezeichnete, verdiente diesen Namen insofern nicht, als die sogenannte „Krafftuppe“ bloß die Extraktstoffe (also nur

die Geschmackszubehörungen) des Fleisches, nicht aber die eigentlichen kalorienliefernden Nährstoffe enthält. Geringegen handelt es sich bei der vorliegenden sensationellen Erfindung um Wollfleisch mit allen seinen Nährstoffen in Form einer konzentrierten Flüssigkeit. Das Verfahren soll bereits in den allernächsten Tagen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Ernst Mach z.

## Worte und Gedanken

Die Armut und die Vereinsamung sind Schlachtfelder, die auch ihre Helden haben; unbekannte Helden, die aber mehr Seelengröße besitzen, als mancher berühmte Schlachtfeld.

(Victor Hugo)

Die Menschen sind durchweg gut, und wenn sie schlecht werden, so liegt der Grund darin, daß das objektive Rechtsempfinden in ihrem Herzen durch glaubwürdig erscheinende Thesen verschoben wurde.

(Eternberg.)

Wer den Geist nicht verträgt, beruft sich auf das Blut.

(Heinrich Mann.)

Für gewöhnlich ist Grausamkeit einfach Dummheit. Sie entspringt einem gänglichen Mangel an Phantasie.

(Edgar Wilde.)

Der Reichtum macht ein Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.

(Dörne.)

Und im übrigen ist die Kengitlichkeit eine ganz rechtmäßige, nur meistens schändliche verleugnete Tochter des Verstandes. Denn was heißt Kengitlichkeit? Alle Möglichkeiten in Betracht ziehen, die aus einer Handlung erfolgen können, die schlimmen geradejo wie die guten.

(Karl Schupfer.)

„Der Klügere gibt nach!“ —  
Ein unheilvoll Wort,  
Drum dauert auch die Welt Herrschaft  
Der Dummheit noch fort.

(Fliegende Blätter.)

Um 1900 berringerte sich bei den Denkern die menschliche Teilnahme. Man nennt sich dann gern unpolitisch.

(Heinrich Mann.)

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32,  
Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 312.

Von Heinrich Fritsch.

Schwarz: Kd5, Bc5, c7, (3)



Weiß: Khl, Df7, Sd2, e6, Ba4, b2, c3. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Matt in 2 Zügen!

Lösungszug zu Nr. 309: Th2—h1!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Sturm Heinrich, Brünn; Hahl Erwin, Chimiak Teo, Schindler Robert, Holfeld Otto, Freundl Anton, Lohmüller Hans, König Rudolf, Tyle, sämtlich Nesteritz; Schöffel Anton, Schörlitz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Hyma Josef, Hostomitz; Dreßler Rolf, Wiasim; Chroust Karl, Billin; Bretschneider Otto u. Eichler Otto, Drakowa; König Anton, Steinwits Hans, Walter Ludwig, sämtlich Kwitkau; Tesaf Franz, Suchel; Trlitsch Gustav u. Scharoch Franz, Wisterschan.

Aus den Sektionen.

Gen. Hahl gab in seiner Sektion in Nesteritz eine Simultanvorstellung gegen 16 Partner. Von diesen gewann Hahl 11 Partien, 5 Partien gingen für ihn verloren.

Jubiläumsturnier Wisterschan.

Die Endrunde im Mannschaftsturnier brachte den Teplitzer Genossen einen Sieg gegen Abt. Kwitkau mit 5:3 Punkten. Die Turner DTJ gab in der letzten Runde das Rennen auf und „Atus“ Zuckmantel konnte ein 8:0 für sich buchen. Allerdings hätten die Turner Genossen gegen die spielstarken Zuckmantler kaum etwas zu bestellen gehabt. Das gleiche Resultat konnte auch Wisterschan buchen, da die DTJ Zuckmantel zum festgesetzten Termin nicht angetreten war.

Aus diesem Turnier ging „Atus“ Zuckmantel als sicherer und von niemand angefochtener Sieger hervor, es gelang ihnen, alle beteiligten Mannschaften zu schlagen. Erst in weitem Abstand folgen Kwitkau und Teplitz.

Nachfolgend der Endstand: 1. „Atus“ Zuckmantel 5 Siege, 30 Punkte; 2. Abt. Kwitkau 3 Siege, 23½ Punkte; 3. Sektion Teplitz 3 Siege, 22 Punkte; 4. DTJ Zuckmantel 2 Siege, 18 Punkte; 5. Schachkl. Wisterschan 1½ Siege, 19½ Punkte; 6. DTJ Turn ½ Sieg, 7 Punkte.

Trotz der unkompletten letzten Runde eine gut gelungene Veranstaltung, welche viel zur Belebung unserer Arbeiter-Schachbewegung in den Herbstmonaten beigetragen hatte.